

Joseph Kardinal Ratzinger

Aus meinem Leben

Erinnerungen (1927–1977)

Deutsche Verlags-Anstalt

Die italienische Ausgabe erschien 1997
unter dem Titel »La mia vita«
bei Edizioni San Paolo in Cinisello Balsamo (Mailand)



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munkn Premium Cream liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

1. Auflage der Neuausgabe 2015
Copyright © 1997 Edizioni San Paolo
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe
1998 Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Sabon
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany
978-3-421-04692-5

www.dva.de

Mein Vater sah freilich mit einer unbestechlichen Hellsicht sehr genau, daß ein Sieg Hitlers nicht ein Sieg Deutschlands sein würde, sondern ein Sieg des Antichristen, der apokalyptische Zeiten für alle Gläubigen, und nicht nur für sie, heraufführen mußte.

Der Krieg ging seinen unerbittlichen Weg weiter. Als nächstes wurde der Balkan der Herrschaft Hitlers unterworfen. Daß sich freilich die groß angekündigte Invasion in Britannien immer weiter hinauszog, ließ doch Zweifel und Unruhe aufkommen. Unvergessen bleibt mir jener sonnige Sonntag des Jahres 1941, an dem uns die Nachricht überfiel, daß Deutschland mit seinen Verbündeten auf einer vom Nordkap bis zum Schwarzen Meer reichenden Front zum Angriff gegen die Sowjetunion angetreten sei. Meine Klasse hatte für diesen Tag eine kleine Bootsfahrt auf einem nahegelegenen See vereinbart. Die Fahrt war schön, aber die Nachricht von der neuen Ausweitung des Krieges lag wie ein Alptraum über uns und lähmte die Freude. Dies konnte nicht gut gehen. Wir dachten an Napoleon; wir dachten an die unermesslichen Weiten Rußlands, in denen sich irgendwo der deutsche Angriff verlieren mußte.

Die Auswirkungen wurden rasch spürbar: Große Transporte mit zum Teil schrecklich verwundeten Soldaten rollten nun an. Jetzt wurde die ganze Lazarett-Kapazität benötigt. Alle verfügbaren Häuser, auch dasjenige in Sparz, wurden beschlagnahmt. Die von auswärts stammenden Seminaristen (praktisch alle) mußten nach Privatquartieren suchen. Mein Bruder und ich kehrten jetzt endgültig nach Hause zurück. Nun war aber auch klar, daß der Krieg noch lange dauern würde, und so rückte er immer bedrohlicher an unser Leben heran. Mein Bruder war siebzehn Jahre alt, ich vierzehn. Vielleicht würde ich verschont bleiben. Aber es

zu bieten, die an der Universität studieren wollten und dazu die Genehmigung ihres Bischofs erhielten. Mit zwei anderen Mitstudenten meines Jahrgangs entschied ich mich, die Bitte an den Bischof zu richten, mir das Studium in München zu gestatten, was auch geschah. Ich hoffte, durch die Arbeit an der Universität noch intensiver in die geistigen Auseinandersetzungen der Gegenwart eindringen und eventuell auch eines Tages mich selbst ganz der wissenschaftlichen Theologie zuwenden zu können.

Da wegen des Mangels an Brennstoff ein regelrechtes Wintersemester nicht durchzuführen war, begann das akademische Jahr 1947/48 bereits am 1. September; dafür wurden wir von Weihnachten bis Ostern, also gut dreieinhalb Monate, in Ferien entlassen. So trafen wir zu den geistlichen Übungen, die dem akademischen Jahr vorausgingen, bereits Ende August in München ein. Die Universität lag noch weitgehend in Trümmern. Auch die Bibliothek war noch größtenteils unzugänglich. Die Theologische Fakultät hatte ein Ausweichquartier im ehemaligen königlichen Jagdschloß Fürstenried südlich von München gefunden. Dort hatte der unglückliche König Otto die Jahrzehnte seines Wahnsinns bis in den Ersten Weltkrieg hinein verbracht. Nach dem Ende der Monarchie hatte die Erzdiözese das Schlößchen erworben und dort ein Exerzitienhaus eingerichtet. In der notvollen Zeit der zwanziger Jahre hatte man zwei bescheidene Zubauten aufgeführt, in denen ein Seminar für Spätberufene eingerichtet wurde. In diesen beiden Bauten waren nun sowohl die Theologische Fakultät wie das Georgianum untergebracht. Es herrschte drangvolle Enge: In ein und demselben Haus wohnten zwei Professoren, befanden sich das Sekretariat der Fakultät und ihr Sitzungszimmer, dazu die Seminarbibliotheken für Pastoraltheologie,

Kirchengeschichte und Exegese des Alten sowie des Neuen Testaments und unsere Studier- und Schlafräume. Bei dieser Enge mußte man doppelstöckige Betten verwenden. Als ich am ersten Morgen, noch schlaftrunken, meine Augen auftat, glaubte ich einen Augenblick, es sei wieder Krieg und ich sei wieder in unsere Flak-Batterie zurückversetzt. Auch die Verpflegung war karg, weil man nicht wie in Freising auf einen eigenen Bauernhof zurückgreifen konnte. Im Schloß selber waren ein kleines Lazarett, gleichfalls für ausländische Verwundete, sowie das Exerzitienhaus untergebracht. Wunderbar war es, daß uns der schöne Schloßpark zur Verfügung stand, der in einen auf französische Manier angelegten Teil und einen nach englischer Weise gestalteten Garten geteilt war. Durch diesen Park bin ich immer wieder mit vielerlei Gedanken gewandert; in ihm sind die Entscheidungen jener Jahre gereift, und in ihm habe ich die Erkenntnisse zu durchdenken und in eigene Einsicht umzuwandeln versucht, die uns in den Vorlesungen zugekommen waren. Das Klima im Haus war spröder als in Freising. Es gab die spontane Herzlichkeit nicht, die dort herrschte. Dafür war wohl die Zusammensetzung der Insassen zu heterogen: Da wohnten Studenten aus ganz Deutschland, besonders auch aus dem Norden unseres Vaterlandes, dazu Doktoranden, die schon weit in ihrer Arbeit fortgeschritten waren. Das intellektuelle Interesse dominierte und schuf einen gewissen Individualismus, während in Freising der gemeinsame Wille, bald in der Seelsorge zu wirken, uns alle viel unmittelbarer untereinander verbunden hatte. Der Akzent auf den Vorlesungen war stärker, und von ihnen her formte sich der Raum gemeinsamer Interessen, der Austausch von Fragen und Antworten.

Den Vorlesungen unserer großen akademischen Lehrer

scheiterter von der Hochschule gehen mußte? Und meine ganze eigene Zukunftsplanung, die sich wieder ganz auf das theologische Lehramt gerichtet hatte, war dann gescheitert. Ich dachte daran, mich um die Kaplansstelle in Freising St. Georg zu bewerben, zu der eine Wohnung mit Haushalt gehörte, aber eine besonders tröstliche Lösung war dies nicht.

Einstweilen galt es abzuwarten; mit einem dumpfen Gefühl ging ich in das Sommersemester hinein. Was war geschehen? Soweit ich die Sache begreifen kann, wirkten drei Faktoren zusammen. Ich hatte bei meiner Forschungsarbeit gesehen, daß die wesentlich von Michael Schmaus vertretene Münchener Mediävistik fast ganz auf dem Stand der Vorkriegszeit stehengeblieben war und die großen neuen Erkenntnisse überhaupt nicht mehr wahrgenommen hatte, die inzwischen besonders im französischen Sprachraum erarbeitet worden waren. Mit einer für einen Anfänger wohl unangebrachten Schärfe kritisierte ich die überwundenen Positionen, und das war Schmaus ganz offensichtlich zu viel, zumal es ihm an sich gegen den Sinn ging, daß ich über ein mittelalterliches Thema gearbeitet hatte, ohne mich seiner Führung anzuvertrauen. Das von ihm bearbeitete Exemplar meines Buches war am Ende mit Randglossen in allen Farben angefüllt, die ihrerseits an Schärfe nichts zu wünschen übrigließen. Da er nun schon einmal aufgebracht war, reizten ihn auch das unzulängliche graphische Erscheinungsbild und verschiedene Zitationsfehler, die aller Mühsal zum Trotz stehengeblieben waren.

Aber auch das Ergebnis meiner Analysen mißfiel ihm. Ich hatte festgestellt, daß es bei Bonaventura (und wohl bei den Theologen des 13. Jahrhunderts überhaupt) keine Entsprechung zu unserem Begriff »Offenbarung« gebe, mit dem

So kam mir eine rettende Idee. Was ich über die Geschichtstheologie Bonaventuras ausgeführt hatte, war zwar mit dem Ganzen meines Buches verwoben, aber doch einigermaßen selbständige; man konnte es ohne große Schwierigkeiten aus dem Werk herauslösen und zu einem in sich geschlossenen Ganzen gestalten. Bei einem Umfang von gut 200 Seiten war ein solches Buch zwar kürzer als inzwischen bei Habilitationsschriften gewohnt, aber immer noch groß genug angelegt, um die Fähigkeit zu selbständiger theologischer Forschung zu beweisen, worum es ja bei einem solchen Opus ging. Da bei der herben Kritik an meiner Arbeit dieser Teil ohne Beanstandung geblieben war, konnte man ihn wohl nicht nachträglich als wissenschaftlich unannehmbar erklären. Gottlieb Söhngen, dem ich meinen Plan vortrug, war sofort einverstanden. Leider war mein Terminkalender für die großen Ferien schon weitgehend ausgefüllt, aber ich konnte immerhin noch zwei Wochen freimachen, in denen ich die nötige Bearbeitung bewerkstelligte. So war es mir möglich, bereits im Oktober das zurückgewiesene Opus in neuer, verkürzter Form der Fakultät – zum Erstaunen des Kollegiums – wieder auf den Tisch zu legen. Wieder folgten Wochen unruhigen Wartens. Endlich am 11. Februar 1957 erfuhr ich, daß die Habilitationsschrift angenommen war; die öffentliche Habilitationsvorlesung wurde auf den 21. Februar festgelegt. Nach der damals geltenden Münchener Habilitationsordnung gehörten diese Vorlesung und der zugehörige Disput noch zu den nötigen Habilitationsleistungen, das heißt, man konnte dabei noch einmal – jetzt vor aller Öffentlichkeit – durchfallen, wie es in der Tat nach dem Krieg bereits zweimal geschehen war. So ging ich nicht ohne Sorge auf diesen Tag zu, denn die Vorbereitungszeit war angesichts meiner weitergehenden

direktors an der heimatlichen Pfarrkirche St. Oswald zu Traunstein zugewiesen; dazu hatte er die Musikpflege im Traunsteiner Knabenseminar zu übernehmen und in der Seelsorge mitzuwirken. Als Frühmeßbenefiziat erhielt er das hübsche kleine Benefiziatenhaus zur Wohnung, in dem bisher der Prediger der Pfarrkirche untergekommen war. Das Haus lag mitten in der Stadt, ruhig und schön, und bot nicht weniger Wohnraum als einst unser Hufschlager Heim. Wenn es bisher unmöglich erschienen war, die Eltern nochmals auf Wanderschaft zu schicken – eine Rückkehr ins unvergessene und noch immer geliebte Traunstein war zumutbar. Ich besprach die Sache zunächst mit meinem Bruder, der für meinen Weggang nach Bonn votierte und sich freute, die Eltern bei sich aufzunehmen; dann zogen wir Vater ins Vertrauen, dem die Zusage nicht ganz leicht fiel, der aber doch entschieden wünschte, daß ich die mir gebotene Möglichkeit wahrnähme. Leider haben wir Mutter, die wir nicht vorzeitig beunruhigen wollten, zu spät informiert, so daß sie von dritter Seite erfuhr, was bevorstand, und noch lange Zeit unter dem Mangel an Vertrauen litt, den sie zu spüren glaubte. So schloß nun wieder ein Lebensabschnitt. Noch einmal hatte ich mit meinen guten Eltern zusammenleben dürfen und in ihrer gütigen Gemeinschaft die Geborgenheit gefunden, die ich gerade in den aufregenden Ereignissen so sehr brauchte, denen ich ausgesetzt gewesen war. Der Freisinger Domberg, auf dem es nun leider kein Priesterseminar mehr gibt, ist mir ein Stück Heimat geworden, an das sich die Erinnerungen eines großen, wenn auch gefährdeten Anfangs ebenso knüpfen wie die Bilder des Mit einander im Alltag und in den festlichen Stunden, die wir dort begehen durften.

In dieser Situation der Verwirrung, die durch das Fehlen einer einheitlichen liturgischen Gesetzgebung und den an sich bestehenden liturgischen Pluralismus des Mittelalters möglich geworden war, entschied der Papst, daß nun das Missale Romanum, das Meßbuch der Stadt Rom, als zweifelsfrei katholisch überall dort einzuführen sei, wo man nicht auf Liturgien verweisen konnte, die wenigstens 200 Jahre alt waren. Wo dies der Fall war, konnte man bei der bisherigen Liturgie bleiben, weil ja dann deren katholischer Charakter als gesichert gelten durfte. Von einem Verbot eines bisherigen und bisher rechtmäßig gültigen Missale konnte also gar keine Rede sein. Das nunmehr erlassene Verbot des Missale, das alle Jahrhunderte hindurch seit den Sakramentaren der alten Kirche kontinuierlich gewachsen war, hat einen Bruch in die Liturgiegeschichte getragen, dessen Folgen nur tragisch sein konnten. Eine Revision des Missale, wie es sie oft gegeben hatte und die diesmal einschneidender sein durfte als bisher, vor allem wegen der Einführung der Muttersprache, war sinnvoll und mit Recht vom Konzil angeordnet.

Aber nun geschah mehr: Man brach das alte Gebäude ab und baute ein anderes, freilich weitgehend aus dem Material des Bisherigen und auch unter Verwendung der alten Baupläne. Es gibt gar keinen Zweifel, daß dieses neue Missale in vielem eine wirkliche Verbesserung und Bereicherung brachte, aber daß man es als Neubau gegen die gewachsene Geschichte stellte, diese verbot und damit Liturgie nicht mehr als lebendiges Wachsen, sondern als Produkt von gelehrter Arbeit und von juristischer Kompetenz erscheinen ließ, das hat uns außerordentlich geschadet. Denn nun mußte der Eindruck entstehen, Liturgie werde »gemacht«, sie sei nichts Vorgegebenes, sondern etwas in

sehe. Zunächst versuchte ich einfach, nach dem Einschnitt des Konzils, meine ganze Dogmatik neu zu konzipieren, mich neu den Quellen zuzuwenden und die laufende Produktion im Auge zu behalten. So wuchs mir allmählich eine Vision des Ganzen zu, die sich aus den vielfältigen Erfahrungen und Erkenntnissen speiste, mit denen mich mein theologischer Weg konfrontiert hatte. Ich freute mich darauf, etwas Eigenes, Neues und doch ganz im Glauben der Kirche Gewachsene sagen zu dürfen, aber es war mir offenbar nicht zugesagt. Eben als ich damit begonnen hatte, wurde ich in eine andere Aufgabe gerufen.

Das Gefühl, immer deutlicher eine eigene theologische Sicht zu gewinnen, war wohl die schönste Erfahrung der Regensburger Jahre. Ich hatte ein kleines Haus mit Garten bauen können, das meiner Schwester und mir ein rechtes Zuhause wurde, in dem mein Bruder immer gerne einkehrte. Wir waren wieder daheim. Auch für meinen Bruder waren dies gesegnete Jahre. Einspielungen von Schütz, Bach, Vivaldi, Monteverdi wurden mit internationalen Preisen bedacht; das 1000jährige Bestehen des Regensburger Domchores 1976 glanzvoll gefeiert. Als am 24. Juli 1976 die Nachricht vom jähnen Tod des Münchener Erzbischofs, Julius Kardinal Döpfner, über den Äther ging, erschraken wir alle. Bald kamen Gerüchte auf, daß ich unter den Kandidaten für die Nachfolge sei. Ich konnte sie nicht sehr ernst nehmen, denn die Grenzen meiner Gesundheit waren ebenso bekannt wie meine Fremdheit gegenüber Aufgaben der Leitung und der Verwaltung; ich wußte mich zum Gelehrtenleben berufen. Die akademischen Ämter – ich war nun wieder Dekan und Vizepräsident der Universität – blieben im Bereich der Funktionen, die ein Professor übernehmen muß, und waren von der Verantwortung eines Bischofs weit entfernt.

Weitere Bücher von Joseph Ratzinger
Papst Benedikt XVI.

Joseph Ratzinger
Benedikt XVI.

Salz der Erde

Christentum und katholische Kirche
im 21. Jahrhundert
Ein Gespräch mit Peter Seewald
302 Seiten
ISBN 978-3-421-05046-5

Joseph Ratzinger
Benedikt XVI.

Gott und die Welt

Die Geheimnisse des christlichen Glaubens
Ein Gespräch mit Peter Seewald
400 Seiten
ISBN 978-3-421-05911-6

Deutsche Verlags-Anstalt
München